



Das Schulklavier

Nachdem vor einigen Jahren Schüler unseres Gymnasiums bei St. Anna am Zeichenwettbewerb „Play Me, I'm Yours“ teilgenommen und gewonnen hatten, stand es erst mal zum Spielen in der Augsburger Innenstadt. Natürlich rückte irgendwann jedoch die nächste Wettbewerbsrunde näher und mit ihr kamen neue Klaviere. Daraufhin wurde das Anna-Klavier genau dort untergebracht, wo es herkam - in unserem Schulgebäude. Schon von weitem ist das Tastengeklimper, das in ewiger Dauerschleife aus dem Übergang zwischen Alt- und Neubau schallt, zu hören. Vermutlich bemerkt man jedoch eher in ruhigeren Momenten, dass es auch äußerlich einiges hergibt: Kunstvoll darauf gepinselte Albumcover von Interpreten wie Taylor Swift und Harry Styles zieren die vom Gang aus sichtbaren Seitenflächen, der verschnörkelte Deckel ist von Notenzeilen aus Acryl überzogen. Festgehalten sind die Buchstaben des fröhlichen Anlasses auf dem oberen Teil der vorderen Gehäuseseite – Play Me, I'm Yours. Obwohl, nicht ganz... Play Me. I'm You s. Das r ist nicht mehr Teil der weißen Druckschrift. Niemand ahnt, dass genau dieser Buchstabe nicht nur rein zufällig fehlt. Dass er nicht Opfer eines unvorsichtigen Transports wurde, sondern ganz bewusst abgekratzt ist. An einem eigentlich ganz gewöhnlichen Novembermontag...

Es begann, so erzählt man es sich, mit dem Klingeln der Pausenglocke – und mit einem Jungen, der in diesem Moment erlöst aufsprang. Er war neu an der Schule, ein Einzelgänger, der jegliche menschliche Kontaktaufnahme scheute. Er fühlte sich unwohl und verloren in seiner neuen Umgebung und kannte als besessener Musiker in diesem fremden Gebäude nur eines, das ihm vertraut erschien: Das Schulklavier. Hastig stürzte er wie jede Pause dieses neuen Schuljahres aus dem Klassenzimmer. Seine Beine kannten den Weg: ein Stück den Gang entlang, geradeaus weiter in Richtung Altbau und ein Sprung nach links auf die blaue Empore.

Erleichtert ließ er sich auf den quietschenden Hocker und seine schwitzenden Hände auf die vergilbten Tasten sinken. Hier war sein Zufluchtsort. Ein Ort, in dem es nichts gab außer dem warmen Klang und den tanzenden Noten in seinem Kopf. Ein Ort, der eine ganze eigene Welt barg – *seine* Welt. Und der ihn im Vergleich zu seiner restlichen Schulumgebung nie allein ließ. Er atmete durch, erleichtert, dass ihm niemand zuvorgekommen war, und stimmte ein paar seichte Akkorde an. Gedankenverloren ließ er seinen Blick schweifen und blieb, wie jedes Mal, am weißen Schriftzug über dem Klavierdeckel hängen: Play Me, I'm Yours. Mit einem zufriedenen Gefühl, das ihn von oben bis unten durchströmte, überlegte er, welches komplexe Klavierstück er seine Finger diesmal vor aller Augen über die Tasten jagen lassen würde. Play Me. Play Me! Er war auf eine Idee gekommen. Wenn das Klavier ihm etwas befahl, würde er es tun. Buchstabe für Buchstabe würde er spielen, Buchstabe für Buchstabe des Satzes „Play Me, I'm Yours“. Zu P fiel ihm sofort Johann Pachhelbel ein, eifrig begann er zu spielen. L – Franz Liszt. Mit einem Anflug von Stolz leitete er mühelos zu dessen "Campanella" über, bevor er die Melodie weiter zum A fließen ließ. Y – Yiruma, M – Mozart, E – Einaudi, ein Kinderspiel! Die bewundernden Blicke der vorbeigehenden Schüler in seinem Rücken spürend ließ er, mitgerissen von seinem eigenen Talent, sein Spiel von Buchstaben zu Buchstaben virtuoser werden. Endlich der Zeitpunkt, in dem er zeigen konnte, dass er mehr war als nur ein unbedeutender schulischer Versager. Weit mehr. Er war bereits beim U angelangt, wollte gerade zum R ansetzen, als er auf einmal stockte. R. R... R. Er fühlte sich wie gelähmt, seine Finger wurden schwer. In seinem Kopf raste es, Gedanken wirbelten durcheinander, Noten, doch ihm fiel nur genau ein einziger Komponist ein. Genau ein Komponist, dessen Stücke er nicht beherrschte. An dessen Stücken er hoffnungslos gescheitert war. Mehrmals. Rachmaninow.

Die Pausenglocke klingelte, die Schüler stürmten durch den Gang an ihm vorbei zurück zu ihrem Klassenzimmer, während er wie erstarrt vor den Tasten saß. All die bisherige Genugtuung, all der glühende Stolz bündelten sich in seinem Innern zu einem riesigen Feuerball. Diesen konnte er aber nicht auf den Tasten explodieren lassen. Weil er es nicht konnte. Weil er kein Rachmaninow spielen konnte. Zitternd vor Verzweiflung, wie betäubt löste er seine bebende Hand von den Tasten, führte sie an die weiße Druckschrift und begann, dieses r, diesen verhassten Buchstaben, der ihn daran erinnern wollte, dass nicht einmal diese Welt hier, dieser Ort ihm gehörte, Stück für Stück abzukratzen.

Bis heute bleibt der Überrest seines inneren Dramas als klaffende Lücke mitten im Satz sichtbar... Genaue Blicke bemerken wohl jedoch auch, dass neben dem r außerdem ein Teil des ersten y auf mysteriöse Art verschwunden zu sein scheint. Man munkelt, dass es sich bei dem auf diese Weise neu entstandenen Wort „Plau“ um die Herkunftsstadt des klavierspielenden Schülers gehandelt haben könnte – doch ob auch dafür er selbst, der die Schule mittlerweile wohl bereits verlassen hat, oder jemand anders verantwortlich war, weiß niemand mehr so genau.

(Ana, Q 12)

Ein Kunstwerk?

Im Kunstsaal von Herrn Meiringer. Im zweiten Stock des E-Baus, auf der linken Seite hinter der großen Glastür befinden sich zwei Kunsträume. Der rechte von beiden, gehört Herrn Meiringer. Wenn man durch die typische blaue Tür den Kunstraum betritt, hat man immer das Gefühl, in einen anderen Tagesabschnitt zu treten, aufatmen zu können. Egal zu welcher Uhrzeit, der Raum ist immer freundlich und hell beleuchtet. Meist durch das Tageslicht und die Sonne die den Raum durchflutet. Denn eine Wand besteht fast komplett aus Fenstern. Dahinter sieht man den Sportplatz, die Rennbahn und die hohen Pappeln, die sich im Wind

ständig bewegen. Ich schau oft nach draußen und denke nach oder lass hier drinnen meine Gedanken schweifen. Von der Tür aus gesehen auf der rechten Seite ist eine große länglich gezogene weiße Ablagefläche, auf der meist gewaschene Pinsel zum Trocknen oder alte Lehrbücher über Kunstgeschichte liegen, oder leere Leinwände, die nur darauf warten, vom W-Seminar bemalt zu werden. Links von der Tür in der Ecke steht ein Tisch, umfunktioniert zu einer Art Lehrerpult mit Computer, Ablagen und einem Drucker darauf. Außerdem steht dort eine Schachtel mit Stäben, die Herr Meiringer oder die Schüler beim Präsentieren an der Tafel benutzen, um Sachen besser zeigen zu können. Die Tafel befindet sich auch links an der direkten Wand neben der Eingangstür. Meist sind irgendwelche Zeichnungen darauf gekritzelt, die Herr Meiringer im Eifer seiner Erklärungen darauf malt, zum Beispiel wenn er Schattierungen erklärt.

In der Mitte des Raumes stehen 12 Tische, die so aufgestellt sind, dass sie jeweils den Buchstaben „E“ formen und zueinander geöffnet stehen. Es sind diese typischen grauen Kunttische mit den schwarzen Beinen, die schon alles Mögliche erlebt haben, Acrylreste, Kohlespuren, Kritzeleien, halb eingetrocknete Pinselabdrücke. Jeder Tisch erzählt seine eigene chaotische Geschichte. Und einer ganz besonders, wenn man genauer hinsieht. Der Tisch in der mittleren Reihe. Auf diesem sind zwei Gesichter eingeritzt. Nicht hingeschmiert, nicht gekritzelt. Sondern richtig eingeritzt, vielleicht mit einer Schere oder gar einem Messer. In Portrait-Optik sind die beiden dargestellt, ziemlich groß, Ein junger Mann und eine junge Frau, nebeneinander und beide von vorne. Wer neu in dem Raum ist, streicht meistens automatisch mit den Fingern über die Linien, als würde man damit verstehen wollen, wer sie gewesen sind. Man bekommt nie eine offizielle Antwort. Aber über die letzten Schuljahre habe ich mir überlegt, wer genau das denn sein könnte und warum die beiden in dem Tisch verewigt wurden.

Vor ein zwei, drei Jahrgängen gab es zwei Schüler. Ich kannte ihre Namen nicht, aber sagen wir einfach Jonas und Lea. Beide waren ruhig, nicht unsichtbar, aber eben die Sorte Mensch, die eher beobachtet, als laut wird. Ich habe sie häufig im Kunstsaal sitzen gesehen, auch wenn sie gar nicht mussten. Vielleicht hatten sie Kunst Leistungsfach gewählt oder das W-Seminar. Jonas saß meist irgendwo in der Mitte, Lea eher am Fenster, weil sie vielleicht meinte, dass man im guten Licht besser arbeiten könne. Sie waren nicht offiziell befreundet, aber man merkte, dass sie einander bemerkten. Nicht auffällig, sondern in diesem stillen, unaufdringlichen Weg, den man nur versteht, wenn man ihn selbst erlebt hat. Eines Nachmittags blieb Jonas nach dem Unterricht sitzen. Der Raum lag still und er träumte vor sich hin. In der Hand ein Cutter-Messerding, mit dem er normalerweise Bleistifte nachschärfte. Und irgendwie, vielleicht aus Langeweile, vielleicht aus einem Gefühl heraus, das er nicht zugeben wollte, begann er, ein Gesicht in die Tischplatte zu ritzen. Nicht irgendeines. Leas. Er zeichnete sie so, wie er sie sah, wenn sie mit ihm gemeinsam Kunst hatten. Konzentriert, ruhig, mit diesem Ausdruck, als gäbe es nur die Aufgabe vor ihr und sonst nichts auf der Welt. So schön war sie, immer in Gedanken versunken. Es dauerte eine Weile, und als er fertig war, sah er selbst ein bisschen überrascht aus. Dann packte er zusammen und ging, ohne irgendwem davon zu erzählen, dass er gerade Sachbeschädigung vom Feinsten ausgeübt hatte. Lea fand das eingeritzte Bild am nächsten Morgen. Man sagt, sie hätte es nur kurz angesehen, dabei gelächelt und dann weiter gemacht, als wäre nichts gewesen. Ein paar Wochen später blieb Lea selbst länger im Raum. Es war später Nachmittag und die Sonne machte lange Streifen aus Licht auf dem Boden. Sie nahm eine dieser alten, stumpfen Scheren vom Lehrerplatz und setzte sich genau an Jonas Tisch. Und neben das eingeritzte Mädchenportrait schnitt sie ein zweites Gesicht ins Holz, sein Gesicht. Nicht perfekt, nicht so sauber wie das von ihm, aber mit einer Art Hingabe die man in Schulprojekten selten findet. Es war keine Botschaft, kein „Ich

mag dich“ oder so. Es war eher ein leises „Ich hab’s bemerkt.“ Danach sind die beiden irgendwann von der Schule abgegangen. Ob sie zusammengekommen sind, weiß ich nicht. Aber am Ende spielt das keine große Rolle. Denn ihre beiden Gesichter sind ja geblieben. Und jedes Jahr sitzen neue Schüler an diesem Tisch und fragen sich, wer sie waren. Manche arbeiten dort konzentrierter, andere kritzeln unbewusst Herzchen in die Ränder, und einige streichen beim Nachdenken über die eingeritzten Linien, als würden sie die Geschichte spüren, die darin steckt. Vielleicht ist das das Schöne daran: Dass zwei Menschen, die sich damals nicht viel getraut haben, trotzdem eine Spur hinterlassen haben, die nicht laut, aber langlebig ist
(Anna, Q 12)



Die Sonnenuhr

Das Atrium des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg erinnert mit seiner offenen Bauweise an einen römischen Innenhof. Umgeben von den Wänden des ersten und zweiten Stocks öffnet es sich nach oben, sodass viel Tageslicht hineinfällt. Dadurch wirkt das Atrium freundlich und hell, selbst an grauen Tagen. In den Pausen ist es ein zentraler Treffpunkt für viele Schülerinnen und Schüler. Gleichzeitig kann das Atrium, besonders in ruhigeren Momenten, auch ein Ort sein, an dem man kurz abschalten und zur Ruhe kommen kann. Oben an den Wänden sind drei Sonnenuhren angebracht, jeweils eine auf jeder Seite des Atriums. Viele nehmen sie kaum noch bewusst wahr, obwohl sie jeden Tag an ihnen vorbeigehen. Doch um diese Sonnenuhren rankt sich eine alte Sage. Vor vielen Jahren, so erzählt man sich, soll ein Gelehrter aus Rom nach Augsburg gekommen sein. Er habe sich mit der Sonne, der Zeit und den alten Göttern beschäftigt. Im Auftrag des Sonnengottes Sol soll er die drei Sonnenuhren angebracht haben. Sie sollten nicht nur die Zeit anzeigen, sondern auch

dafür sorgen, dass das Licht der Sonne jeden Winkel des Atriums erreicht und damit Schutz und Klarheit in die Schule bringt.

Man sagt, dass das Sonnenlicht durch die Sonnenuhren gelenkt wird und den Schülerinnen und Schülern beim Lernen helfen soll. Besonders am Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen durch das Atrium fallen, wirkt der Raum ruhig und fast feierlich. Dann wandern die Schatten langsam über die Wände und den Boden und erinnern daran, dass jede Schulstunde vergeht und ein neuer Abschnitt beginnt. Einige glauben sogar, dass Tage, an denen die Sonne besonders hell auf die Uhren scheint, gute Tage für Klassenarbeiten und Präsentationen sind. So ist das Atrium nicht nur ein Teil des Schulgebäudes, sondern ein Ort mit eigener Bedeutung. Es verbindet die römische Bauweise mit dem heutigen Schulalltag und vereint Gemeinschaft, Lernen und einen kleinen Hauch Mythos miteinander. Genau das macht das Atrium zu einem besonderen Ort im Schulhaus.

(Emilio, Q 12)



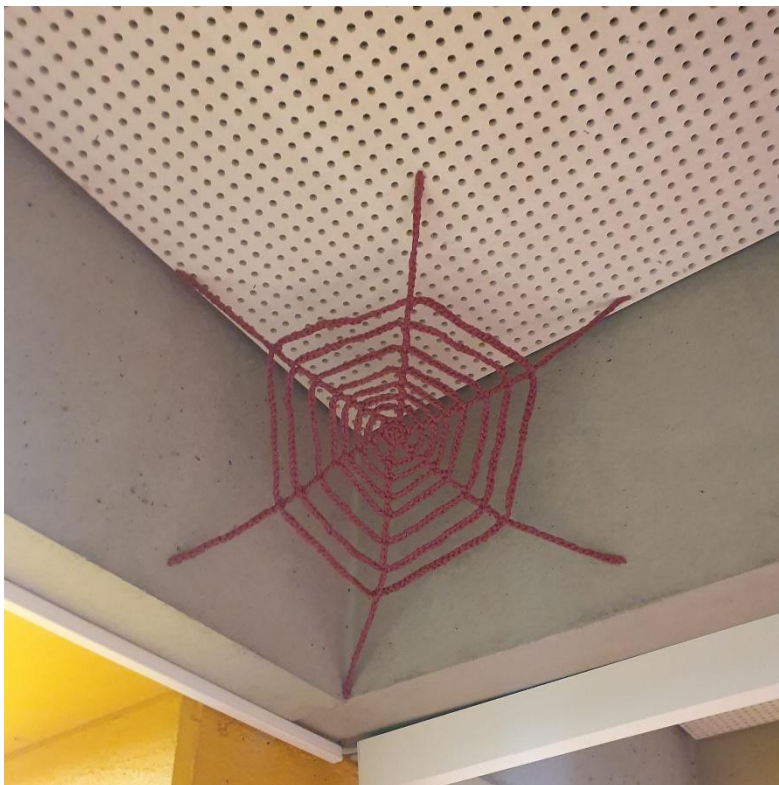
Eile mit Weile

Der Übergang stellt die Verbindung zwischen Altbau und Erweiterungsbau des Schulgebäudes dar. Betritt man ihn vom Altbau aus, sieht man auf der rechten Seite zunächst ein blaues, verschwommen dargestelltes Porträt Ciceros auf der gelben Wand. Rechts und links im Übergang befinden sich Fenster auf Augenhöhe. Johannes sollte die Fenster des Übergangs erneuern. Er war jung, gerade einmal 21 Jahre alt. Allein machte er sich an die Arbeit. Am Abend sind die Lichter angeknipst. Dennoch geht von ihnen keine Wärme aus. Sie spiegeln sich in den Fenstern, die den Blick auf die kahlen Pappeln des Sportplatzes freigeben. Ihre Äste sind dürr gen Himmel gerichtet, als würden sie sich vergeblich strecken, um an Licht zu kommen, doch das Sonnenlicht bleibt vollständig verschluckt vom dunklen Grau. Johannes nahm seinen Werkzeugkasten zur Hand und begann die Fenster zu begutachten. Sie waren alt und verklemmt. Eigentlich sollte er nicht allein arbeiten, er war jedoch zu ungeduldig, um auf seinen Partner zu warten, der sich verspätete. Also startete er den ersten Versuch, das Fenster

auszuhebeln, jedoch vergeblich. Er versuchte es wieder und wieder, doch das Fenster schien einfach nicht nachgeben zu wollen. Da nahm er einen Hammer aus dem Werkzeugkasten und begann gegen die Fensterangel zu hämmern. In diesem Moment begann es zu regnen, der Himmel schien noch dunkler als zuvor. Das Licht flackerte. Dann geschah alles wie in Zeitlupe. Bei seinem letzten Versuch, das Fenster auszuhebeln, rutschte er mit dem Hammer aus und verfehlte die Fensterangel. Er hatte jedoch so viel Schwung, dass er stattdessen sein linkes Bein traf. Sein Schmerzensschrei hallte vom Übergang aus bis in den Erweiterungs- und Altbau. Er hatte sich seine Kniescheibe zertrümmert. Durch den Schrei alarmiert, kam schließlich Johannes Partner auf ihn zu gerannt. Er rief panisch den Notruf.

Tritt man heute durch die Tür neben dem Porträt, ist rechts ein Klavier zu sehen. Die Tasten sind vergilbt. Steht man lange genug still, gehen die Lichter, eins nach dem anderen aus. Bestehen bleibt nur die Sicht auf die Silhouette eines Beins, das von der Decke hängt. Es wurde dort angebracht, um heute an Johannes' Kühnheit zu erinnern, als unerfahrener Handwerker ohne seinen Partner mit der Arbeit angefangen hat.

(Eva, Q 12)

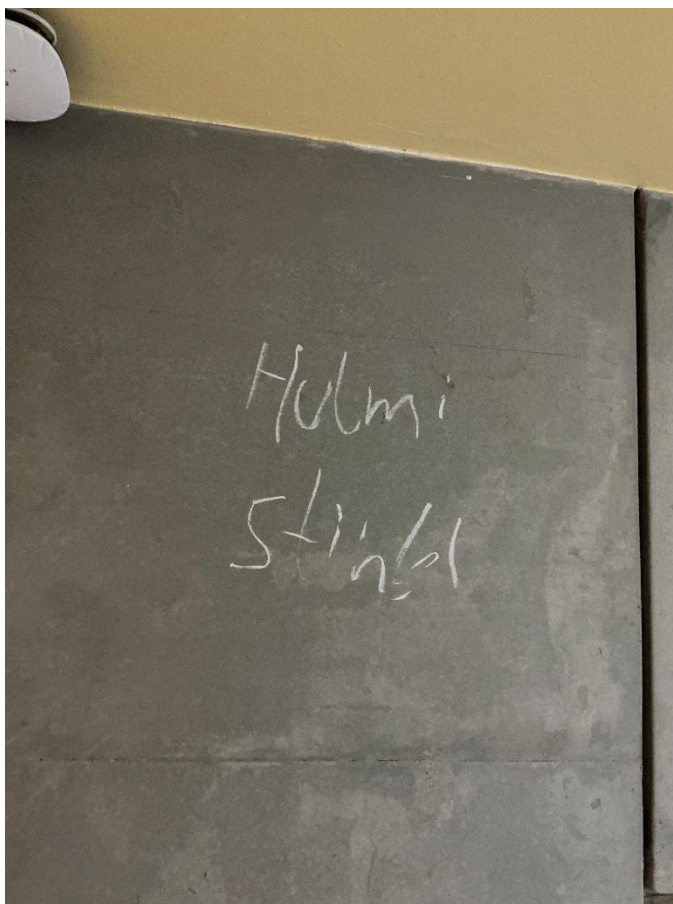


Im Netz der Spinne

Ein jeder kennt sie, die Tische im E-Bau. Sie sind in einer Art Übergang, der sich auf der Höhe zwischen dem ersten und zweiten Stock befindet. Dort stehen sie fest im Boden verankert, umgeben von á zwei Bänken, ebenso fest wie die Tische, in ihrem matten Rot. Vier an der Zahl sind es insgesamt und wenn man von der großen Treppe aus dem ersten Stock kommt, hängt, über dem aus Laufrichtung letztem, ein aus magentafarbener Wolle gehäkeltes, Spinnennetz. Es hing nicht immer dort und kaum einer weiß, wie es dort hingekommen ist. Wer hat es gehäkelt? Und wer aufgehängt? Und warum? War es der Hausmeister Uwe? Oder einer der

Kunstlehrer? Herr Meiringer? Herr Fiener? Oder gar Herr Odatto - Nein, der hält sich vor allem im Altbau auf. War es vielleicht eines der P-Seminare, die jedes Jahr neu ins Leben gerufen werden? Gab es eine Art Banksy an unserer Schule, der häkelte und sein Gehäkeltes im Schulhaus verteilte? Man muss wissen, sobald man es einmal entdeckt hat, scheinen überall im ganzen E-Bau welche aufzutauchen, sogar in anderen Farben. Sie fallen einem nur dann auf, wenn man weiß, dass es sie gibt, und obwohl sie so klein und simpel waren, strahlen sie doch etwas Gefährliches, Bedrückendes aus. Ein kleines Ding, dieses magentafarbene Netz, doch so geheimnisvoll, ja sogar bedrohlich. Es gibt viele Theorien, wie es dort hingekommen ist, an die Decke über dem letzten der vier Tische im E-Bau und was sein eigentlicher Zweck ist. Fest steht nur, dass es etwas Unheimliches ausstrahlt, etwas, das das bloße Auge nicht zu erfassen mag. Ich - als einer der wenigen - kenne die wahre Geschichte dahinter und ich allein als Erzähler dieser Worte halte die Macht über sie, doch mit großer Macht kommt große Verantwortung. So ist es meine Pflicht als Erzähler, mehr als alles andere noch, mein Publikum zu schützen und, wenn das heißt, gefährliches Wissen für mich zu behalten, dann werde ich dies geflissentlich tun. Denn manche Neugier ist es nicht wert gestillt zu werden und mancher Preis ist zu hoch, ihn zu zahlen, sei das Wissen noch so wertvoll, und darum rate ich euch - haltet euch fern von dem Spinnennetz, bewahrt euren inneren Seelenfrieden und vergesst nicht - ich habe euch gewarnt.

(Jordan, Q 12)



DAS SPIELZIMMER

Raum E035 „das Spielzimmer“ befindet sich im Erdgeschoss des Erweiterungsbaus. Der circa 50qm große Raum beherbergt eine aufgebaute Tischtennisplatte und zwei demontierte

Tischtennisplatten, die hier dauerhaft gelagert werden. Außerdem ist der Raum Parkplatz für die Reinigungswägen des Gebäudetrakts. Um diese vor Vandalismus und Diebstahl zu schützen, sind sie in einem kleinen Extraraum untergebracht. Die Wände sind grell und bunt bemalt. Sie erhellen den Raum und heben die Laune - ganz im Gegensatz zur Decke. Die 3.5m hohe Decke aus Beton ist grau, leer und monoton. Vereinzelte Lampen bieten Abwechslung, aber da ist noch mehr.

Die Aufschrift in Kreide „Hulmi stinkt“ ist ein Überbleibsel des Hanna Tischtennis-Turniers vor einigen Jahren.

Samuel und Hulmi haben sich ihre Plätze im Finale hart erkämpft, gegen fast 40 Kinder mussten sie sich durchsetzen. Hulmi hat extra den Schläger seines älteren Bruders mitgebracht - der hatte besonders viel „Grip“. Er hat mit seinen berüchtigten „Spin“- Aufschlägen einen Punkt nach dem anderen erzielt und sich so bis an die Spitze gekämpft. Sein Kontrahent Samuel hingegen hat sich mit einem der Leih-Schläger durchgeschlagen, die Beläge waren abgenutzt und begannen sich aufzulösen.

So standen sie da im entscheidenden Match, alle anderen Kinder sahen zu. Samuel war nervös, er wusste, wie gut Hulmi war; oder eher sein Schläger.

Er hatte keine Chance und verlor haushoch. Samuel fühlte sich entblößt und deprimiert, aber das Gefühl von Betrug hatte ihn gleichermaßen ergriffen. Die ganze Hanna, alle seine Freunde und Klassenkameraden hatten seine Niederlage bezeugt und Hulmi als ewigen Sieger gekürt. Samuel war aber entschlossen, dies nicht auf sich sitzen zu lassen. Den unfairen Vorteil durch den Schläger wollte er nicht ungestraft lassen.

Noch während der Essenszeit des nächsten Tages schlich er sich in das Spielzimmer. Er verschob die große schwere Platte und kletterte hinauf. Er streckte sich ganz aus und kam gerade so an die Decke. In Rage und Verzweiflung schrieb Samuel mit Kreide auf die Decke „Hulmi stinkt“. Es fühlte sich gut an, seinen Frust in Worte zu fassen, die so schnell keiner wegwischen wird.

(Leander, Q 12)

Kaugummifossilien der Schülergenerationen

Wenn man die Turnhalle des Gymnasiums bei St. Anna betritt, empfängt einen dieser unverwechselbare, schwere Geruch, der allen Schülerinnen und Schülern vertraut ist – eine Mischung aus gealtertem, geduldigem Holz, das leise unter den Fingern der Sprossenwände knarrt, staubigem, matter werdendem, grauem Linoleum und den abgenutzten, beinahe muffigen Weichbodenmatten. Schon im Eingangsbereich spürt man, wie die Luft dichter wirkt, fast so, als sei sie durchdrungen mit alten Geschichten und leisen Erinnerungen einer schillernden Vergangenheit. Die Linien auf dem ausgebleichen Boden ziehen sich wie fahle Narben durch den Raum – Spuren unzähliger Sportstunden, hastiger Schritte, Veranstaltungen, Sprünge und verschütteter Trinkflaschen. Einige Linien sind fast verschwunden, andere leuchten tapfer, als wollten sie beweisen, dass die Zeit noch nicht ganz über sie hinweggegangen ist. Das Licht fällt durch die hohen Fenster auf der rechten Seite und bricht sich in den hölzernen Paneelen an der Decke. Trotz dieser Helligkeit liegt eine seltsam düstere, fast zeitlose Atmosphäre über dem Raum – ein Hauch einer vergangenen Zukunft, die nie ganz eingetreten ist. Auch die Basketballkörbe wirken abgenutzt, beinahe melancholisch, als hätten sie zu viele verfehlte Würfe gesehen. Die Tür des Geräteraums am Ende der Halle ist leicht geöffnet und wirkt unscheinbar, als würde sie Geschichten bewahren, die noch niemand laut ausgesprochen hat. Links neben ihr stehen die langen, schlichten Langbänke, deren Holz schon weich und glänzend vom Gebrauch ist – Zeugen zahlloser Pausen, Gespräche und verstohlener

Beobachtungen der Sportstunden. Am auffälligsten ist jedoch die linke Wand der Sporthalle: die alte, dunkle Backsteinmauer. Zwischen den Sprossenwänden kleben in ihren Fugen hunderte eingetrockneter Kaugummis – kleine, farblose Punkte, die wirken wie sonderbare, friedliche Fossilien vergangener Schülergenerationen. Manche behaupten, sie seien nur das Ergebnis gelangweilter Minuten. Andere wissen es besser. Genau hier, zwischen all diesen stummen Spuren, beginnt die Sage.

Es heißt, die Schächte in dieser Mauer seien nicht einfach Ritzen, sondern winzige Speicher für Stimmen. Und die Kaugummis, so unscheinbar sie wirken, seien Teil eines uralten Rituals, das längst nicht mehr offen praktiziert wird, aber von jeder neuen Schülergeneration unbewusst fortgeführt wird. Dieser Brauch, so erzählt man sich, entstand vor vielen Jahrzehnten während einer besonders schweren Abiturphase. Damals sollen die Prüfungen und die Vorbereitungen ungewöhnlich hart gewesen sein, die Schüler erschöpft und verzweifelt. In einer Mischung aus Trotz und Hoffnung drückten sie beim Betreten der Halle vor der ersten Abiturprüfung ein Stück Kaugummi in die Backsteinwand, als stummes Gelübde, sich selbst zu vertrauen, dem Ort ihre Sorgen anzuvertrauen – und im Gegenzug Mut zu erhalten. Man munkelt, dass genau in jener Nacht, kurz nach dem letzten Prüfungstag, ein friedliches Flüstern und Schmatzen durch die Halle gezogen sei. Niemand konnte erklären, woher es kam. Manche meinten, es sei der Wind gewesen, doch der Wind dringt nicht durch die dicke Backsteinwand. Andere meinten, es seien die Schritte der Reinigungskräfte – doch zu jener Zeit war niemand da. Wer genauer hinhörte, konnte Stimmen erkennen; leise, tröstende Stimmen wie von Schülern, die längst ihren Weg gegangen waren. Seitdem sagt man, die Wand erinnere sich an alle, die an ihr vorbeigegangen sind, und schenke jenen Kraft, die sie berühren.

In den Jahren danach entwickelte sich der Kaugummi-Schwur zu einer Art heimlichem Ritual der Abiturienten. Vor den Prüfungen – manche heimlich, manche lachend, manche fast feierlich – drückten sie ein Kaugummistück in die Mauerritze. Es sollte ein Zeichen sein, dass sie ihre Angst losließen. Und tatsächlich glaubten viele, dass die Wand ihnen half: Schüchterne fanden die richtigen Worte in der mündlichen Prüfung, Nervöse spürten einen Moment der Ruhe, und sogar ein paar Lehrer strichen vor dem Korrigieren zögernd über die rauen Steine. Doch der bedeutendste Moment der Wand ereignet sich jedes Jahr zur Abiturverleihung. Dann, wenn die gesamte Turnhalle festlich geschmückt ist und der Linoleumboden unter den Füßen der Gäste knarzt, beginnt die Wand angeblich zu summen. Es ist kein deutliches Geräusch, eher ein kaum wahrnehmbares Murmeln. Manche Eltern glauben, es sei die Technik. Aber die Techniker wissen: Die Kabel sind still. Andere meinen, die Schüler seien aufgeregt und rascheln unbewusst. Doch jene, die die Sage kennen, wissen, dass die Stimmen der vergangenen Jahrgänge ihre Glückwünsche flüstern – ein Chor aus Erinnerungen, der sich nur in dieser einen Nacht zeigt. Der vielleicht schönste, aber auch geheimnisvollste Teil der Sage betrifft jedoch die jüngsten Schüler. Denn die Backsteinwand spricht nicht nur zu den Abiturienten, sondern flüstert auch zu den neuen Fünftklässlern, die jedes Jahr zum ersten Mal die Turnhalle betreten. Viele von ihnen sind nervös, ihre Schritte hallen kleiner und unsicherer durch den großen Raum. Und genau in diesem Moment – so heißt es – sendet die Wand ein sanftes Wispern aus den Kaugummiritzen. Ein Flüstern, das nur die Jüngsten hören können. Manche beschreiben es als Summen, andere als leise Worte, die sie nicht ganz verstehen. Doch alle fühlen danach eine seltsame Ruhe, als ob jemand ihnen versichert hätte, dass ihre kommenden Jahre hier gut werden.

So erzählt man sich die Sage vom Kaugummi-Schwur der St.-Anna-Turnhalle – einer Halle, die auf den ersten Blick nur eine alte, etwas muffige Sportstätte ist, mit abgewetzten Linien, staubigen Sprossenwänden und viel zu vielen Kaugummis. Doch wer genauer hinsieht, wer den Geruch des Holzes einatmet und den Finger über die rauen Backsteine gleiten lässt, der

spürt vielleicht, dass dieser Ort mehr ist als nur eine Turnhalle. Er ist ein Sammelplatz für Erinnerungen, Ängste, Hoffnungen – und für all die Stimmen, die in den Ritzen weiterleben. Und am Ende, wenn die Lichter ausgehen und die Halle still wird, bleibt etwas Warmes zurück. Etwas, das man nicht sieht, aber fühlt. Eine Harmonie, die sagt: Jeder, der hier war, hinterließ mehr als nur ein Kaugummi. Er hinterließ ein Stück von sich selbst.

(Leni, Q 12)



Zwischen den Linien des Plans

Im Herzen des Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg liegt das Atrium. Ein offener, runder Hof, umgeben von warmen Schulmauern, die Licht und Stimmen in sich aufnehmen. Der Boden besteht aus rötlichen Ziegelsteinen, die sich in weichen Kreisen nach außen ziehen, wie ruhige Wellen in einem stillen See. Zwischen den Fugen schimmert sanftes, grünes Moos, das dem Platz etwas Lebendiges verleiht. Nach Regen glänzen die Steine leicht und feine dunkle Linien zeichnen sich zwischen ihnen ab. Die Stufen ringsum steigen wie ein kleines Amphitheater an und laden zum Sitzen, Reden und Lachen ein. Das Atrium ist ein Ort der Begegnung. Hier versammeln sich Klassen am Morgen, hier erklingen Musik und Applaus bei Aufführungen, hier fühlen sich selbst leise Schritte wichtig an. Der Raum ist so gestaltet, dass alle einander sehen können. Niemand steht am Rand, jeder gehört dazu. Die runde Form hält die Menschen zusammen, als würde der Raum selbst dafür sorgen, dass man sich nicht verliert. Fast in der Mitte des Atriums liegt ein Gullydeckel. Aber eben nur fast. Er ist ein wenig versetzt, gerade so viel, dass aufmerksame Augen ihn bemerken und sich fragen, warum er dort liegt. Zwischen den gleichmäßigen Kreisen der Ziegel wirkt er wie ein kleiner Fehltritt in einem ansonsten genau geplanten Muster. Man erzählt sich, dass beim Bau des Schulhauses alles genau geplant war. Der Abfluss sollte mitten ins Zentrum gesetzt werden, dort, wo sich alle Linien treffen. Doch kurz bevor der Deckel eingesetzt wurde, zog ein kräftiger Regenschauer über die offene Baustelle. Der Himmel verdunkelte sich, und schwere Tropfen schlugen auf die frischen Steine. Das Wasser nahm seinen eigenen Weg und sammelte sich nicht genau in der Mitte, sondern dem Rand näher, an einer Stelle, die im Bauplan keine besondere Bedeutung hatte. Die Arbeiter sahen zu, wie es immer wieder dieselbe Stelle suchte. Sie hielten einen Moment inne und entschieden, den Gully dort einzusetzen, wo das Wasser von selbst stehen blieb, statt dort, wo es auf Papier vorgesehen war. Später wurde der Fehler im Plan bemerkt. Manche

wollten den Gully versetzen und den Kreis wieder ordentlich schließen. Andere aber meinten, man solle ihn lassen, wo er war, denn das Wasser hatte den Ort gewissermaßen selbst bestimmt. Sie sagten, der Hof habe sich seinen eigenen Mittelpunkt gesucht. So blieb der Gullydeckel an dieser leicht verschobenen Stelle. Und bis heute ist es so: Wenn Regen in das Atrium fällt, entstehen schmale Rinnsale zwischen den Ziegeln. Sie laufen nicht wahllos, sondern finden ihren Weg immer wieder zu genau diesem einen Punkt. Wer eine Weile stehen bleibt und aufmerksam zuhört, kann das leise Gluckern aus der Tiefe hören, als würde der Hof selbst bestätigen, dass nicht jeder Weg dem gezeichneten Plan folgen muss, um zum besten Ziel zu führen.

(Mia, Q12)



Das Klassenzimmer

Es wird genutzt zum Lehren, für Workshops und manchmal auch, um die Pausen im Warmen zu verbringen. Aber heute ist es anders. Ein Test, eine Arbeit, eine Prüfung. Der Regen plätschert gegen die Scheibe und die Sonne, die vorhin noch kräftig schien, versteckt sich nun hinter den Wolken. Das Klassenzimmer hat vier Reihen à 4 Doppeltische. Auf der linken Seite stehen die Doppeltische, die dem Fenster und auch dem Waschbecken näher sind. Um einen herum reden alle hektisch. Was könnte gefragt werden? Jeder ist aufgeregt, niemand ist ruhig. Der Lehrer tritt ein mit den weißen Trennwänden und der braunen Aktentasche. Vorne hinter dem Pult, worauf er zuschreitet, befindet sich eine große Tafel, in dessen Halterung ein Schwamm und Kreide liegen. Rechts befindet sich die Tür. Dort würde man gerne durchgehen und der Situation entfliehen. Wenn die Schüler plötzlich verstummen, ist da die Aufregung vorbei? Sie wird nur anderweitig ausgelebt. Was vorher durch Reden, Besänftigung und Herumlaufen kompensiert wurde, ist plötzlich von Stille umhaucht. Plötzlich bemerkt man Dinge. Im hinteren Bereich des Zimmers steht ein großer Kasten in beige. An der rechten Wand befinden sich zudem Unterrichtsmaterialien, die mit Reißzwecken befestigt sind. Aber sobald man den Platz einnimmt, ist der Tisch ein eigenes Imperium. Das Reich, um das man eine Schlacht zu gewinnen hat. Mit dem Stift als Schwert, dem Wissen als Soldaten und dem Feldherrn als man selbst. Doch der Kampfplan? Er wird verfasst. Vom Feldherrn. Der Lehrer teilt die Blätter aus und ein jeder bereitet sich auf das Spiel um die Note vor. Doch einer schrieb den Kampfplan auf den Tisch: "Max war hier". Ein Herrschaftsanspruch. Eine Verkündung. Eine Beschwörung.

Doch das ist nun Vergangenheit. Ich stehe in einem verlassenen Schulgebäude, die Arbeit - vor Jahren geschrieben - ist nun keine Gedanken mehr wert. Und trotzdem, diese Schlacht war unsere. 9 Jahre, Tag für Tag eine Schlacht. Mal wie gegen Hannibal im Zweiten Punischen Krieg, wo es nicht so gut lief. Mal wie Alexander der Große gegen Persien und der Sieg war sicher. Diese Erinnerungen prägten uns, ohne dass wir es merkten. Ich schaue nochmal auf die Schrift "Max war hier". "Michaela war hier" kritzelte ich daneben. Ich verließ das Klassenzimmer, verließ die Schule, verließ die Stadt, verließ das Land. Und doch war ich da. Ein Teil würde immer hierbleiben.

(Michaela, Q 12)



Annaground

Das SMV-Zimmer befindet sich im hinteren Eck des Altbaus der Schule und ist ein fester Treffpunkt für die Mitglieder der Schülermitverantwortung. Der Raum ist funktional gestaltet, damit Besprechungen und Planungen für schulische Aktivitäten gut organisiert stattfinden können. Gleichzeitig bietet er mit mehreren Sofas und einer farbenfrohen Wandgestaltung eine gemütliche Atmosphäre, in der sich die SMV-Mitglieder während der täglichen Pausen gerne aufhalten.

Ein besonderes Detail im Raum ist das große "Underground"-Logo an der Wand, das sofort ins Auge fällt. Der Legende nach stammt die Idee dafür von einem ehemaligen Schülersprecher, der vor fünf Jahren auf einer Klassenfahrt London besuchte. Er soll damals zum ersten Mal die berühmten Rundschilder der London Underground gesehen haben und war von ihrer klaren Form und der symbolischen Bedeutung so beeindruckt, dass er beschloss, ein solches Zeichen in den SMV-Raum seiner eigenen Schule zu bringen.

In der Sage heißt es weiter, dass er stundenlang in den Stationen stand, Skizzen anfertigte und sogar mit einem Mitarbeiter ins Gespräch kam, der ihm erklärte, dass das Logo als Orientierungspunkt geschaffen wurde, um Reisenden ein Gefühl von Sicherheit und Verlässlichkeit zu geben. Diese Idee – dass ein Symbol ein Ort des Ankommens und Zusammenhalts sein kann – faszinierte ihn so sehr, dass er das Motiv als Sinnbild für die SMV verstand. Zurück an der Schule entwarf er gemeinsam mit einer kleinen Gruppe engagierter Mitschüler eine stilisierte Version des Logos, mit der Schrift „Annaground“ und brachte sie schließlich an der Wand des SMV-Zimmers an, wo sie bis heute hängt.

So erinnert das auffällige Zeichen nicht nur an eine Reise in die britische Hauptstadt, sondern auch an den Geist der Zusammenarbeit und Orientierung, der den Raum prägt.
(Nicolas, Q 12)



Die Orangerie

Wenn man das Gymnasium bei St. Anna am E-Bau Eingang betritt, befindet sich die Orangerie direkt auf der linken Seite. Durch zwei Vitrinen ist der sonst offene Raum jedoch vom Eingangsbereich getrennt. Sowohl an der Eingangsseite und der Seite, die dieser gegenüberliegt, sind hohe Fensterfronten, die von Jahr zu Jahr dreckiger werden, fast wie von Schimmel überzogen, der den Schülern den Blick nach draußen immer mehr verbieten und den Raum nur schlecht von der Kälte isolieren vermögen. Gegenüber von den Vitrinen stehen zwei ovale Tische, zwischen denen sich ein oftmals defekter Trinkwasserbrunnen befindet. Darüber hängt eine Uhr, die den Schülern mit der nur langsam voranschreitenden Zeit den Aufenthalt in der Schule länger erscheinen lässt. Sie bewacht den gesamten offenen Raum mit dunklem Boden, von dem sich der Dreck von draußen, den die Schuhe der Schüler mitbrachten, stark abhebt. Unter der Uhr, hinter einem der zwei ovalen Tische ist eine Durchreiche zu einem weiteren Raum. Diese Durchreiche ist heutzutage mit einer Glasscheibe und einem Holzbrett verriegelt, das den Blick in den mysteriösen Raum versperrt. Die älteren Schüler wissen, dass sich auf der einen Seite des mysteriösen Raums ein Lagerraum für den Abiturjahrgang befindet, doch reicht dieser nicht bis zur ehemaligen Durchreiche. Das war jedoch nicht immer so. Früher, so sagt man, war die Durchreiche noch frei. Im Raum hinter ihr war der Raum einer Kunst-AG, deren Arbeit man durch die Durchreiche beobachten und ihnen Materialien zum Basteln geben konnte. Vor einigen Jahren jedoch, an einem eiskalten und düsteren Wintertag, als sich ein Mädchen aus der Mittelstufe noch vor dem Unterricht in den

Raum der Kunst-AG setzte, um an ihrem Projekt weiterzuarbeiten, geschah etwas Schreckliches. Es war so früh, dass noch nicht einmal die Bewunderer der AG sich an den ovalen Tischen versammelt hatten und die Tür für alle anderen Schüler noch verschlossen war. Der Bewegungsmelder in der Orangerie, der das Licht an- und ausschaltete, war auch damals nur halb zuverlässig. Als das Licht ausging, dachte sich das Mädchen erstmal nichts dabei und bastelte unter dem Licht ihrer Handytaschenlampe weiter. Es war ganz still, nur das Ticken der Uhr war zu hören. Und auf einmal noch etwas. Gleichmäßig und rasselnd. Ein lautes Atmen direkt neben dem Eingang zum Kunstraum. Das Mädchen bekam Angst: Wer steht vor dieser Tür und warum sagt diese Person nichts. Das laute Atmen war gruselig, ihr Puls stieg und sie versuchte, jemanden anzurufen. Genau in diesem Moment ging ihr Akku allerdings aus und sie war auf sich alleingestellt. Also beschloss das junge Mädchen, die Schaschlik Spieße, aus denen sie gerade ein Miniaturhaus bastelte, als mögliche Waffe zu verwenden und ging langsam auf die Tür zu. Genau in dem Moment, als sie die Tür öffnen wollte, knallte die Tür an ihren Kopf mit einer solchen Wucht, dass die nach hinten taumelte und erstmal Zeit brauchte, um zu verstehen, dass vor dem dunklen Raum in der offenen Orangerie keine gruselige Gestalt stand, sondern der Hausmeister mit seinem kleinen Dackel. Sie war unfassbar erleichtert. Durch die plötzliche Bewegung ging auch das blendende Licht wieder an und wegen des Schrecks merkte sie die bittere Kälte kaum noch. Der Hausmeister entschuldigte sich bei ihr, schuldbewusst, dass er ihr viel Angst eingejagt hatte. Nach diesem Schreck strömten die Schüler in die Schule und der Raum wurde wieder mit Leben gefüllt: an der Tischtennisplatte in der Mitte des Raums wurde gespielt und auch der Kicker wurde bespielt, an den ovalen Tischen saßen Schüler, um vor dem Unterricht noch schnell die Hausaufgaben voneinander abzuschreiben und das Gelächter der Schüler, die von ihren Vertretungen erfuhren, schallte durch den Raum. Das Mädchen - immer noch unter Schock - beschloss, ihre Arbeit nach dem Unterricht weiterzuführen und machte sich auf den Weg zu ihrem Klassenzimmer. Als sie mitten in der Orangerie stand, wurde es still. Nicht um sie herum, sondern in ihr. In ihrem Kopf schallte nur ein Geräusch, nämlich der Ton, der entstand, als ihr die Tür an den Kopf geschlagen wurde. Sie fragte sich auf einmal, wo sie sei, was sie hier nur machte und wer die Menschen denn alle sind und was sie tun. Nicht mal ihren eigenen Namen kannte sie mehr. Sie kehrte um, ging auf die milchigen Fenster zu und konnte nicht durchblicken.

Aus Respekt vor dieser Schülerin, die sich seit besagtem Tag nicht mehr an ihr Leben zuvor erinnern kann, verriegelte man die Durchreiche und löste den trauernden Kunstclub auf. Ihr Kunstwerk, das die an diesem Tag noch bastelte, steht heute noch in einer der Vitrinen neben dem Eingang.

(Sophie, Q 12)



Die Schultoiletten

Das Gymnasium bei St. Anna, ein humanistisches Gymnasium in Augsburg, besitzt dutzende Klassenräume, zwei große Sporthallen, ein Atrium, eine Mensa und noch so viel mehr besitzt. Doch in einem Meer von so vielen Räumen geht das Offensichtliche manchmal unter. In jedem der Stockwerke gibt es Toiletten, doch die Toiletten im Neubau im obersten Stockwerk, waren nicht wie die anderen, so lächerlich es auch klingen mag. Sobald man durch die quietsch-gelbe Tür eintrat, wurde man von einem kalten Lufthauch erfasst. Die dunkelbraunen Fliesen des Bodens standen im starken Kontrast zu den weißen Toilettentüren und Wänden. Auf den ersten Blick bemerkt man die großen Fenster gegenüber der Eingangstüre, die die komplette hintere Wand einnahmen. Durch diese kommt die immer spürbare Kälte. Rechts vom Eingang waren zwei Waschbecken mit verkratzten Spiegeln, die über diesen hingen und das eigene Spiegelbild zu verzerren schienen. Das kalte Wasser beim Händewaschen unterstrich noch die Kälte, die von draußen kam. Es gab vier Toiletten, von denen meist bloß zwei funktionierten. Auf den ersten Blick fiel nichts Außergewöhnliches bei den Toiletten auf, bis man sich die Türgriffe ansah. Der der mittleren Türe hing herunter wie eine vertrocknete Blume. Man konnte ihn benutzen, doch fiel er nach dem Öffnen der Türe sofort wieder herab. Seit Jahren stellten sich Schüler die Frage, wie es dazu kam.

Um dies beantworten zu können muss ich euch meine Geschichte erzählen. Ich war bloß ein junges Mädchen, das auf das Gymnasium ging und nicht beliebt oder unbeliebt war. Ich war einfach da. Das war für mich nicht schlimm, bis alles um mich herum in die Brüche ginge. Die Schule und der Stress wurden so viel, dass ich einen Rückzugsort in der Schule brauchte, an dem man nicht andauernd von den Unterstufenschülern überrascht wurde. Ich lief durch die Schule und landete nach Tagen und einer langen Geografiestunde im höchsten Stock und suchte die Toilette auf. Es war niemand da, die Kälte wie eine willkommene Pause von der erdrückenden Wärme der Menschenmengen in der Schule. Es schien wie die Szene aus einem dystopischen Film, etwas heruntergekommen, fast vergessen. Es war perfekt. Dadurch, dass nie jemand in diesen Teil des Stockwerks kam, wurde es mein persönlicher Rückzugsort. Vor jeder Klausur ging ich dorthin und wiederholte meinen Stoff oder auch nur wenn ich traurig war, nachdem wieder niemandem aufgefallen war, dass mein Geburtstag war. Eines Morgens war ich so durch den Wind, denn ich hatte Wochen für ein Referat gelernt. Aber eine andere Schülerin hatte dasselbe Thema zwei Stunden vorher schon präsentiert. Mein Herz zerbrach und ich bekam keine Luft mehr. Ich musste hier raus, ich rannte die Treppen hoch und öffnete die gelbe Tür zu meinem Reich. Von Emotionen geleitet begann ich plötzlich, die mittlere Tür zu treten, als der Türknauf mit einem lauten „peng“ auf den Boden krachte und mich in die Realität zurückholte. Er fiel auseinander wie meine kleine Welt um mich herum: Schule, Stress, Druck, alles war zu viel, doch dieser Raum war in den letzten Monaten meine einzige Konstante. Er erschien vielleicht abstoßend, kalt und einsam, doch er war immer da, wenn ich ihn brauchte. Und ich habe ihn gerade verletzt, kaputt gemacht. Das war nicht möglich, ich rannte sofort zum Hausmeister und fragte nach Werkzeug, er schaute verwundert. Doch er hinterfragte es nicht weiter. Diese Toilette war das Einzige, was ich kontrollieren konnte, reparieren konnte. Ich verbrachte den Rest des Schultages damit, den Türgriff wieder zu befestigen. Er war nun nicht mehr horizontal befestigt wie die beiden neben ihm, er hing herunter. Ihr fragt euch wahrscheinlich, was all das mit einem traurigen Mädchen und der Schule zu tun hat. Das war einer der prägendsten Momente in meinem Leben, weil mir klar wurde, wie kaputt etwas scheint, wie gebrochen oder zerstört es auch ist: Solange eine Person versucht es zu verbessern, es wiederherzustellen, ist alles möglich. Der sonst triste und verlassene Raum wurde für mich zur Erinnerung, nicht aufzugeben, auch wenn wir mal den Kopf hängen lassen. Auch wenn es scheint, als würde es seit Wochen regnen, es kommt immer wieder Sonnenschein, egal wie gewohnt wir an den Regenschirm in der Hand sind. Diese kalte,

abstoßende Toilette war der Wendepunkt für mich. Schule ist nicht nur ein akademischer Ort, manchmal lernen wir an den Orten etwas, an denen wir es am wenigsten erwarten.

Jahre später stehe ich jetzt wieder an dem Ort, nach Jahren des Lehramtsstudiums, war ich wieder an dem Ort, von dem ich dachte, ihn nie wieder sehen zu wollen. Die Toilette war noch immer dieselbe. Meine hängende Klinke war noch kaputt und lächelte mich herunterhängend an. Um sie herum hatten Schüler dutzende Male mit Stiften gerätselt, wie es zu dem Griff kam. Lächelnd ging ich die Treppe herunter Richtung Lehrerzimmer, um noch einen Kaffee vor meiner ersten Unterrichtsstunde in Geografie zu trinken. In den kleinen Raum, auf den viele herabschauen mögen oder den sie renovieren möchten, kehre ich noch heute manchmal zurück, wenn meine Kollegen mir keinen Winkel zum Atmen lassen. Jahrzehnte später fragte mich eine kleine Schülerin, was es mit dem kaputten Türgriff auf sich hatte, und warum sie nicht einfach repariert wurde. Ich schaute das kleine Mädchen mit ihren großen Augen an und begann ihr von einer einsamen Schülerin zu erzählen, die auch einst auf diese Schule ging. (Sophie, Q 12)